

Die Gleichnisrede vom Weinstock – Autonomie und Freiheit

Predigt zum 5. Ostersonntag: Apg 9,26-31; 1 Joh 3,18-24; Joh 15,1-8

„*Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.*“ Das Bild ist selbsterklärend. Man weiß sofort, was Jesus hier sagen will. Wie die Trennung einer Rebe vom Weinstock ihr Tod ist, so die Trennung eines Jüngers, einer Jüngerin von Jesus, freilich in einem geistlichen Sinn. Es stirbt etwas Wesentliches unseres Christseins. Stärker und schärfer konnte Jesus die Bindung an ihn als Voraussetzung für ein fruchtbares geistliches Leben nicht ausdrücken.

Sind wir eigentlich bereit, das anzunehmen? Ist das nicht eine äußerste Form von *Fremdbestimmung* und unentrinnbarer *Abhängigkeit*, von der Jesus hier spricht und worin wir einwilligen sollen? Als Menschen des 21. Jahrhunderts wollen wir doch eigentlich das genaue Gegenteil. *Freiheit, Unabhängigkeit, Autonomie, Selbstbestimmung* – das sind die Schlagworte, die uns Lebensqualität und ein Leben auf der Höhe der Zeit versprechen. Diese Schlagworte finden wir im Munde Jesu nicht, jedenfalls nicht in dem Sinn, wie sie heute in der Regel verstanden werden. Es lohnt sich, darüber ein wenig nachzudenken.

Unser ganzes Leben ist in einem grundlegenden Sinn zunächst einmal – *nicht autonom*. Niemand von uns hat sich das Leben selbst gegeben. Wir haben es empfangen, leben restlos aus einer ursprünglichen Empfängnis, zu der wir nicht das Geringste beigetragen haben. *Das* Symbol für diese ursprüngliche und unüberspringbare Abhängigkeit ist die Nabelschnur, die uns mit dem Blutkreislauf einer anderen Person verbindet, mit unserer Mutter, ohne die und ohne deren Ja zu mir als heranwachsendem Kind keiner von uns leben würde.

Aber auch als die Nabelschnur durchschnitten wurde und wir begannen, mit einem selbständigen Blutkreislauf zu leben, waren wir kaum weniger abhängig. *Uterus spiritualis*, einen *geistigen Uterus*, nennt Thomas von Aquin die Familie, in die wir hineingeboren werden und ohne die wir ebenfalls nicht gedeihen und heranwachsen können.

In der Pubertät fangen wir an, uns *abzunabeln* – ein bezeichnendes Wort für diesen Vorgang, uns mehr und mehr zu herauszulösen aus den familiären Bindungen, um selbständiger und unabhängiger vom Elternhaus zu werden. Aber dieser Weg zu größerer Autonomie, zu größerem Selbststand ist nie ein Weg in eine komplette Unabhängigkeit oder Autonomie. Unser ganzes Leben ist in schier endlosen Verzweigungen verwoben mit anderen Menschen und Dingen, ohne die wir gar nicht existieren könnten. Niemand von uns überblickt, wieviel tausende von Menschen es uns ermöglichen, zum Frühstück auch nur eine einzige Tasse Kaffee zu trinken. Dem Arzt würde all seine Kunst nichts nützen, wenn er nicht unterstützt würde durch Pflegekräfte, technische Geräte, all die Ingenieure, die sie erfinden und all die, die sie herstellen, warten und zur Stelle schaffen. Die Produktion einer kompletten Fabrik kann lahmgelegt werden, wenn auch nur ein Zulieferer ausfällt. Wir alle leben also in einem Meer von Abhängigkeiten, ohne die unser Leben gar nicht funktionieren würde.

Mitten in diesem Meer von Abhängigkeiten gibt es nun aber so etwas wie eine Insel der Freiheit; einen Bereich, in dem wir tatsächlich frei und selbstbestimmt sein können und sein sollen. Doch frei wozu? Selbstbestimmt wofür?

Zunächst einmal meine ich hier nicht jene Wahlfreiheit, die uns ermöglicht, zwischen verschiedenen Berufen, Urlaubszielen, Speisen, Klamotten, Fernsehprogrammen, Netflix-Serien, etc. zu wählen. Diesbezüglich gab es in der Menschheitsgeschichte wohl noch nie eine Zeit mit einer solch schier unübersehbaren Fülle von Wahlmöglichkeiten.

Mir geht es hier um eine andere Wahl; eine Wahl, die unser Leben in der Tiefe prägt. Bei dieser Wahl geht nicht um die Frage, *ob* ich dienen will, sondern *wem* ich dienen will; nicht *ob* ich von jemandem oder von etwas abhängig sein will, sondern *von* wem ich mich abhängig mache; nicht *ob* ich einen Herrn über mir anerkenne, sondern *wen* ich als solchen anerkenne. Mit anderen Worten: Wenn es nicht Gott, nicht Jesus Christus ist, den ich als meinen Herrn anerkenne, dann wird es unweigerlich jemand oder etwas anderes sein: eine Idee oder Ideologie, eine Partei, eine Firma, das Geld, die Macht, die Karriere, der Erfolg, das Ansehen, der Genuss, usf. Und in all dem diene ich letztlich dann doch nur *mir selbst*, scheinbar als alleiniger Herr über mich und mein Leben, wie oft aber in Wahrheit versklavt an das eigene Ego, an Ehrgeiz, Gier; und das oft

gepaart mit Rücksichtslosigkeit, Skrupellosigkeit, Korruption des eigenen Gewissens, Missachtung von Mitmenschen, etc.

Was aber geschieht, wenn ich wirklich anfangen, Christus den Herrn meines Lebens sein zu lassen? Zunächst gilt: Dieser Herr wird mich niemals zwingen; er will mein Herr niemals ohne meine Einwilligung sein. Und weil es so ist, möchte er auch nichts anderes, als mich aus falschen und versklavenden Abhängigkeiten herauszuholen. Er, und nur er, bietet mir eine Abhängigkeit an, die mich allein wahrhaft frei macht. Autonomie besteht hier nicht darin, mich von Gott zu emanzipieren und mich auf diese Weise letztlich der Illusion größtmöglicher Unabhängigkeit hinzugeben; sondern darin, autonom, das heißt aus freier Wahl mich an Christus zu binden und auf diese Weise mit ihm verbunden zu sein wie eine Rebe mit dem Weinstock.

Von dieser Verbindung sagt Jesus, dass nur sie unser Leben auch fruchtbar macht; fruchtbar in einem geistlichen, vor Gott gültigen Sinn. Doch diese Verbindung ist gefährdet. Immer wieder wollen Menschen, Lebensumstände, Bequemlichkeit, Feigheit, Enttäuschung uns von Gott, von Christus wegzerren. Daher spricht Jesus hier und an vielen anderen Stellen vom *Bleiben*, eines der zentralen Wörter im Johannes-Evangelium. „*Wer in mir bleibt und in wem ich bleibe, der bringt reiche Frucht.*“ Dieses *Bleiben* wird aber nicht ohne Kampf gelingen.

Paulus, der uns in der 1. Lesung begegnet ist, war ein solcher Kämpfer. Er hat sich, wie wir in diesem Abschnitt gehört haben, nicht entmutigen lassen vom Misstrauen aus den Christengemeinden, das ihm als ehemaligem Christenverfolger entgegenschlug. Wir können annehmen, dass ihn das auch verletzt hat. Neben diesen Schwierigkeiten hat er kaum zählbaren Tiefschläge erfahren, die ihn vielleicht mehr als einmal fragen ließen, ob die Bindung an Jesus Christus, die er eingegangen ist, nicht doch einen zu hohen Preis hat und es sich nicht besser und bequemer leben ließe, wenn er in sein altes Leben zurückkehren würde. Statt dessen hat er immer wieder neu den „guten Kampf gekämpft“, wie er an einer Stelle seiner Briefe schreibt (2 Tim 4,7). Ohne einen solchen Kampf wird es auch sicher bei uns nicht gehen.

Zum Schluss: der Marienmonat Mai lädt besonders dazu ein, für dieses Am-Weinstock-und-in-Christus-Bleiben auf die Mutter Jesu zu schauen. Maria hat Jesus auch leiblich in sich getragen. Aber dass er in ihr blieb und sie in ihm, drückt vielleicht kein Ikonentyp so schön aus wie der, den diese Ikone zeigt: Maria in Oranthenhaltung, d.h. die Hände zum Himmel erhoben, im Gebet sich mit ihrem Sohn verbindend, wie eine Rebe mit dem Weinstock, um so immer wieder neu geistig-geistlich den zu empfangen, den sie auch leiblich in ihrem Leib getragen hatte.

Was für Paulus und Maria gilt, gilt auch für uns. Durch Glaube, Vertrauen, Hoffen und Beten verbinden wir uns mit Christus und *bleiben* wir in ihm und er in uns. Immer wieder werden wir um diese Verbindung auch kämpfen müssen. Aber so gewinnen wir Anteil an ihm, der uns Lebenskraft, Lebensrost, Lebensfreude, Lebenserfüllung und nicht zuletzt die wahre Freiheit schenken möchte.

Pfr. Bodo Windolf